



# Leseprobe

## Als wir klein und fröhlich waren

Geschichten und Gedichte über die Kindheit und Jugend

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 6,00 €



---

Seiten: 224

Erscheinungstermin: 24. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Als wir klein und fröhlich waren

---

*Als wir klein und  
fröhlich waren*

Geschichten und Gedichte  
über die Kindheit und Jugend

Ausgewählt  
von Jan Strümpel

Anaconda



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2023 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der  
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: shutterstock.com  
Umschlaggestaltung: [www.katjaholst.de](http://www.katjaholst.de)  
Satz und Layout: Achim Münster, Overath  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7306-1211-8  
[www.anacondaverlag.de](http://www.anacondaverlag.de)

---

## VORWORT

In diesem Buch erzählen Frauen und Männer aus ihren Kindheitstagen: von ihrer Familie und Herkunft, von Schule und Freizeit, von ihren Freuden und Ängsten, Pflichten und Neigungen, vom Reifen und Aufbegehren. Sie tun das oft mit großer Einsicht und Sprachkraft, graben tief in ihren Erinnerungen und befördern neben mancher Anekdote starke Bilder ihres Seelenlebens hervor. Verblüffend leicht findet man sich beim Lesen in Gefühlen und Gedanken wieder, die vor hundert oder zweihundert Jahren durchlebt und ausgebrütet wurden.

Ihre jungen Jahre hatten diejenigen, die hier zu Wort kommen – überwiegend bedeutende Schriftstellerinnen und Schriftsteller –, in den zwei Jahrhunderten von 1720 bis 1920, also irgendwo zwischen König Friedrich II. von Preußen und Kaiser Wilhelm II. Die Kinder und Jugendlichen von damals hatten Spielzeug, Bücher und Lehrmethoden, die überwiegend aus der Mode gekommen sind. Zu ihrer Zeit endete die Jugend viel früher und bekamen nur sehr wenige junge Menschen die Chance, sich zu bilden und etwas aus sich zu machen. Und doch: Das Erkunden der Welt und die Suche nach dem eigenen Platz in ihr, der Kampf um Anerkennung und gegen Widerstände, die Lust am Lernen und das Grauen vor dem Turngerät, die erste Liebe und die ersten Schritte ins neue Lebensalter, all das lässt in uns Heutigen vieles anklingen und zeitlos wirken.

Mit dem ersten Babyschrei beginnt dieses Buch, und es führt bis an die Schwelle zum Erwachsensein. Locker gegliedert und

mit kleinen Zäsuren in Form von Gedichten, folgt es der Chronologie im Leben eines jungen Menschen. Dabei können Texte aus verschiedenen Epochen nebeneinanderstehen; mithilfe des Registers ganz hinten, das die Lebensdaten der Autorinnen und Autoren verzeichnet, lässt sich jeder Text zeitlich leicht verorten. Die Beiträge stammen überwiegend aus autobiografischen Schriften, aber es finden sich auch Erzählungen und Auszüge aus Romanen. Das Erzählte dürfte sich überwiegend von selbst erschließen, andernfalls ist eine kurze Orientierung zum Kontext vorangestellt.

»Warum ist die Jugend die üppigste Zeit des Lebens?«, fragte einmal der Schriftsteller Heinrich von Kleist. »Weil kein Ziel so hoch und so fern ist, das sie sich nicht einst zu erreichen getraute. Vor ihr liegt eine Unendlichkeit –« Und dann beschreibt Kleist die Zukunft als ein Lotterielos in der »Urne des Schicksals«, in die man später einmal hineingreifen wird, um – mit hoher Wahrscheinlichkeit – eine Niete hervorzuziehen. Aber: »Noch ist nichts bestimmt, und alles möglich –« Darin liegt, was immer jemand persönlich an Unordnung und frühem Leid erfährt, der Zauber der jungen Jahre.

## **Klaus Mann**

### **DER WENDEPUNKT**

Erinnerungen sind aus wundersamem Stoff gemacht – trügerisch und dennoch zwingend, mächtig und schattenhaft. Es ist kein Verlass auf die Erinnerung, und dennoch gibt es keine Wirklichkeit außer der, die wir im Gedächtnis tragen. Jeder Augenblick, den wir durchleben, verdankt dem vorangegangenen seinen Sinn. Gegenwart und Zukunft würden wesenlos, wenn die Spur des Vergangenen aus unserem Bewusstsein gelöscht wäre. Zwischen uns und dem Nichts steht unser Erinnerungsvermögen, ein allerdings etwas problematisches und fragiles Bollwerk.

An was erinnern wir uns? An wie viel? Nach welchen Prinzipien bewahrt unser Geist die Spuren gewisser Eindrücke, während wir andere in den Abgrund des Unbewussten versinken lassen? Gibt es irgendeine Identität oder authentische Verwandtschaft zwischen meinem gegenwärtigen Ich und dem Knaben, dessen Lockenkopf ich von vergilbten Photographien kenne? Was wüsste ich von jenem goldhaarigen Kinde ohne die Andenken und Erzählungen, die vom kollektiven Familien-Gedächtnis – das heißt also von Augenzeugen der älteren Generation – überliefert werden? Wie mag es gewesen sein, die seidige Last dieser Locken zu tragen? Wenn ich versuche, die vergangene Sensation in mir wachzuruufen, finde ich mich immer in einem bestimmten Zimmer unseres Münchener Hauses, dem Salon meiner Mutter, den wir Kinder übrigens nur selten betraten. Dort gab es auf einem runden kleinen Marmortisch eine flache Silberschale, in der eine Kollektion alter

Photographien aufbewahrt wurde. Es mag unter diesen Familienreliquien gewesen sein, dass ich das Porträt meines ehemaligen Selbst entdeckte. Wahrscheinlich war ich erst sechs oder sieben Jahre alt, als ich, ein pausbäckiger kleiner Narziss, mein eigenes Bildnis zum ersten Male bewunderte. Der Knabe, der Mutters Andenken in der verlassenem Wohnstube durchstöberte, hatte sein goldenes Gelock schon verloren: er trug eine schlichte Pagenfrisur, mit Fransen, die ihm tief in die Stirne hingen. Der Blick, mit dem er das lächelnde Antlitz seiner Vergangenheit betrachtete, war schon von Heimweh erfüllt.

An was also erinnere ich mich? Wer ist der Knabe, den ich im Dämmerlicht jenes Salons wiedererkenne? Ist es der, der die seidenen Locken trug? Oder ist es schon sein »alternder« Bruder, der sehnsüchtig auf eine Lieblichkeit schaut, die einmal die seine war? Erwinnere ich mich der Locken oder nur der Erinnerung, die sie im Gemüt des lockenlosen Kindes zurückließen?

Unser Unterbewusstsein reagiert auf gewisse Zeichen, geheime Winke und Stichworte, die herbeigeweht kommen – niemand weiß, woher. Da ist ein Aroma, schwach und doch unverkennbar – ein Gemisch aus Gummi und lackiertem Holz, mit einer ganz leichten Beimischung von Kattun, dem Stoff, aus dem Vorhänge gemacht sind: die Vorhänge eines Kinderwagens. Aber ist es *mein* Kinderwagen, von dessen sanftem schwingendem Rhythmus ich mich jetzt wieder geschaukelt fühle? Oder täuscht mich die Erinnerung? Was ich jetzt für mein Erlebnis halte, gehört vielleicht in Wirklichkeit meinem jüngeren Bruder Golo. Schon immer hatte ich eine gewisse Neigung, ihm sein Eigentum wegzunehmen – Bonbons, Spielsachen oder die bunten Steine und Schneckenhäu-

ser, die wir aus dem Garten ins Haus schleppten; denn ich war älter und größer als er – so musste er sich's wohl gefallen lassen. Versuche ich nun, ihm den seligen Schlummer seiner ersten Kindheit zu stehlen? Ich musste schon aufrecht gehen, mühselig, Schritt für Schritt, als er noch das Vorrecht genoss, herumgefahren zu werden. Kein Zweifel, der Kinderwagen, an den ich mich erinnere, ist eben der, um welchen ich Golo damals beneidete. Wie innig wir uns auch bemühen mögen, uns zurückzusetzen in das Paradies vollkommener Wunschlosigkeit – das Gefühl, dessen wir uns wirklich entsinnen und welches uns zu jeder Zeit beherrscht zu haben scheint, ist immer nur die Sehnsucht nach einem Glück, das mit dem Beginn unseres bewussten Lebens verlorenging.

Der Kinderwagen ist das verlorene Paradies. Die einzig absolut glückliche Zeit in unserem Leben ist die, welche wir schlafend verbringen. Es gibt kein Glück, wo Erinnerung ist. Sich der Dinge erinnern, bedeutet, sich nach der Vergangenheit sehnen. Unser Heimweh beginnt mit unserem Bewusstsein.

## **Erich Mühsam**

### **LATENTE TALENTE**

Heutzutage führen in bürgerlichen Häusern verliebte Mütter sorgfältig Tagebuch über die frühen Ausstrahlungen des unverkennbaren Genies ihres Lieblings. Der arglose Besucher freut sich an der natürlichen Aufgewecktheit des spielenden Kindes und bekommt plötzlich zu Kaffee und Kuchen eine Sturzflut noch nicht dagesessener Beobachtungen, Randbemerkungen, kritischer Betrachtungen, psychologischer Finessen, dazu stoßweise Zeichnungen, Gedichte und sonstige Wunderwerke des kleinen Phänomens serviert. Man glaubt dann wirklich, den großen Philosophen, Dichter, Maler oder Reformator der künftigen Menschheit vor sich zu sehen, und lässt sich erst nach genossener Gastfreundschaft auf dem Nachhausewege von dem Gedanken ernüchtern, dass, seit das Buchführen über die geistigen Emanationen der Kinder in Mode geraten ist, reichlich viele latente Genies auf den Tummelplätzen der öffentlichen Anlagen aus Sand Kuchen backen. Sicherlich wird es den Kindern selbst später ganz nützliche Dienste leisten, dass die Eltern recht zeitig beobachtet haben, in welche Richtung die Anlagen des Sprösslings streben, und da die Vorurteile gegen künstlerische Berufe bei der zur Zeit Kinder erziehenden Generation ja einigermaßen geschwunden zu sein scheinen, da andererseits die Registrierung der kindlichen Gescheitheiten zumeist doch nur in Kreisen üblich ist, die dem Nachwuchs die freie Berufswahl leisten können, so wird dadurch manchem jungen Menschen mancher Stein aus dem Wege seiner Entwicklung geschafft sein.

Früher war das anders. Die Eltern, die ihre Kinder zu ehrengeachteten Mitgliedern der Gesellschaft heranzuziehen trachteten, worunter sie die rechtschaffene Ausübung eines solid-bürgerlichen Berufes verstanden, der nach Absolvierung einer Reihe von Studien- oder Avancementjahren seinen Mann komfortabel zu ernähren vermöchte, bewunderten zwar auch oft kluge Fragen und niedliche Antworten der Kleinen mit viel Stolz, schätzten aber die Bekundung besonderer Talente erheblich niedriger ein als artiges Betragen und ließen die Beschäftigung mit Bleistift oder Tuschkasten und das Fabrizieren gereimter Geburtstagswünsche als Kinderspiel neben dem Häuserbau mit Holzklötzchen und dem Aufstellen der Bleisoldatenheere gelten. Traten beim heranwachsenden Schulkind dergleichen Neigungen mit dem Fanatismus der Monomanie zutage, dann begann ein erst stiller, allmählich offener energischer Kampf dagegen. Die frühreifen Produktionen wurden ignoriert, herabsetzend kritisiert, endlich mit Unterdrückungsmaßnahmen als Extravaganzen systematisch niedergehalten. Es entstanden Konflikte, die sich oft genug zu Tragödien auswuchsen. Fast alle meine Altersgenossen, die von einem übermächtigen Drang zur Besonderheit aus den Bezirken bürgerlicher Wohlhabigkeit und damit aus dem Zusammenhalt ihrer Gesellschaftsklasse gerissen wurden, wissen davon ein Lied zu singen.

Ich erinnere mich eines Abends im alten »Café des Westens« am Künstlertisch, der vollbesetzt war. Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Schauspieler, Musiker mit und ohne Namen saßen beisammen; da warf Ernst von Wolzogen die Frage auf, wer von uns konfliktlos und in Eintracht mit seinen Angehörigen zu seiner Lebensführung als Künstler gekommen sei. Es stellte sich heraus, dass wir allesamt,

ohne eine einzige Ausnahme, Apostaten unserer Herkunft, missratene Söhne waren.

Es ist zu loben, dass heutzutage liebende Mütter die Klugheiten ihrer Kleinen in Tagebüchern niederlegen. Aber es ist nicht sicher, ob die versprochenen Schöpfungen der Genies jemals entstehen werden.

**Gottfried August Bürger**

**MUTTERTÄNDELEI**

Seht mir doch mein schönes Kind,  
Mit den goldnen Zottellöckchen,  
Blauen Augen, roten Bäckchen!  
Leutchen, habt ihr auch so eins? –  
Leutchen, nein ihr habet keins!

Seht mir doch mein süßes Kind!  
Fetter als ein fettes Schneckchen,  
Süßer als ein Zuckerweckchen!  
Leutchen, habt ihr auch so eins? –  
Leutchen, nein ihr habet keins!

Seht mir doch mein holdes Kind!  
Nicht zu mürrisch, nicht zu wählig!  
Immer freundlich, immer fröhlich!  
Leutchen, habt ihr auch so eins? –  
Leutchen, nein ihr habet keins!

Seht mir doch mein frommes Kind!  
Keine bitterböse Sieben  
Würd' ihr Mütterchen so lieben.  
Leutchen, möchtet ihr so eins? –  
Oh, ihr kriegt gewiss nicht meins!

Komm' einmal ein Kaufmann her!  
Hunderttausend blanke Taler,  
Alles Gold der Erde zahl' er!  
Oh, er kriegt gewiss nicht meins!  
Kauf' er sich woanders eins!

## Ulrich Bräker

### LEBENSGESCHICHTE UND NATÜRLICHE ABENTEUER DES ARMEN MANNES IM TOCKENBURG

*Mein Geburtstag. (22. Dezembr. 1735.)* – Für mich ein wichtiger Tag. Ich sei ein bisschen zu früh auf der Welt erschienen, sagte man mir. Meine Eltern mussten sich dafür verantworten. – Mag sein, dass ich mich schon im Mutterleibe nach dem Tageslichte gesehnt habe – und dies nach dem Licht sehnen geht mir wohl all meine Tage nach! Daneben war ich die erste Kraft meines Vaters – und Dank sei ihm unter der Erde von mir auch dafür gesagt! Er war ein hitziger Mann, voll warmen Blutes. O ich habe schon tausend Mal drüber nachgedacht und mir bisweilen einen andern Ursprung gewünscht, wenn flammende Leidenschaften in meinem Busen tobten und ich den heftigsten Kampf mit ihnen bestehen musste. Aber sobald Sturm und Wetter vorbei war, dankt' ich ihm doch wieder, dass er mir sein feuriges Temperament mitgeteilt hat, womit ich unzählige schuldlose Freuden lebhafter als so viele andere Leute genießen kann. Genug, an diesem 22. Dez. kam ich ans Tageslicht. Mein Vater sagte mir oft: Er habe sich gar nicht über mich gefreut: Ich sei ein armes elendes Geschöpf gewesen; nichts als kleine Beinerchen, mit einem verschrumpften Häutgen überzogen; und doch hätt' ich Tag und Nacht ein grässliches Zetergeschrei erhoben, das man bis ins Holz hören konnte, u.s.f. Er hat mich oft recht böß damit gemacht. Dachte: Ha, ich werd's auch gemacht haben wie andre neugeborne Kinder! Aber die Mutter gab ihm allemal Beifall. Nun, es kann sein.

Am H. Weihnachtstag ward ich getauft, in Wattweil; und ich freute mich schon oft, dass es gerade an diesem Tage geschah, da wir die Geburt unsers Hochgelobten Erlösers feiern. Und wenn's eine einfältige Freude ist, was macht's – gibt's doch gewiss noch viel kindischere? ...

In meinen ersten Lebensjahren mag ich wohl ein wenig verzärtelt worden sein, wie's gewöhnlich mit allen ersten Kindern geht. Doch wollte mein Vater schon frühe genug mit der Rute auf mich dar; aber die Mutter und Großmutter nahmen mich in Schutz. Mein Vater war wenig daheim; er brannte hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Wenn er dann wieder nach Hause kam, war er mir fremd. Ich floh ihn. Dies verdross den guten Mann so sehr, dass er mich mit der Rute zahm machen wollte. (Diese Torheit begehen viele neuangehende Väter und fordern nämlich von ihren ersten Kindern aus pur lauter Liebe, dass sie eine ebenso zärtliche Neigung gegen sie wie gegen ihre Mütter zeigen sollten. Und so hab' ich auch bei mir und viel andern Vätern wahrgenommen, dass sie ihre Erstgeborenen unter einer ungereimt scharfen Zucht halten, die dann bis zu den letzten Kindern nach und nach völlig erkaltet.)

*Mein fernstes Denken. (1738.)* – Gewiss kann ich mich so weit hinab – oder hinauf – wo nicht gar bis auf mein zweites Lebensjahr zurückerinnern. Ganz deutlich besinn' ich mich, wie ich auf allen Vieren einen steinigten Fußweg hinabkroch und einer alten Base durch Gebärden Äpfel abbettelte. – Ich weiß gewiss, dass ich wenig Schlaf hatte – dass meine Mutter, um hinter den Großeltern einen geheimen Pfennig zu verdienen, des Nachts verstohlenerweise

beim Licht gesponnen – dass ich dann nicht in der Kammer allein bleiben wollte und sie darum eine Schürze auf den Boden spreiten musste, mich nackt darauf setzte und ich mit dem Schatten und ihrer Spindel spielte. – Ich weiß, dass sie mich oft durch die Wiese auf dem Arm dem Vater entgegentrug, und dass ich dann ein Mor-diogeschrei anfang, sobald ich ihn erblickte, weil er mich immer rau anfuhr, wenn ich nicht zu ihm wollte. Seine Figur und Gebärden, die er dann machte, seh' ich jetzt noch wie lebendig vor mir.

*Schon in Gefahr. (1739.)* – Sobald ich die ersten Hosen trug, war ich meinem Vater schon lieber. Er nahm mich hie und da mit sich. Im Herbst d. J. brannte er im Gandten, eine halbe Stunde von Nabis entfernt, Salpeter. Eines Tags nahm er mich mit sich; und da Wind und Wetter einfiel, behielt er mich zu Nacht bei sich. Die Salpeterhütte war vor dem Tenn und sein Bett im Tenn. Er legte mich darein und sagte liebkosend, er wolle bald auch zu mir liegen. Unterdessen fuhr er fort zu feuern, und ich schlief ein. Nach einem Weilchen erwacht' ich wieder und rief ihm – Keine Antwort. – Ich stund auf, trippelte im Hemdli nach der Hütte und um den Gaden überall herum, rief – schrie! Nirgends kein Vater. Nun glaubt' ich gewiss, er wäre heim zu der Mutter gegangen. Ich also hurtig, legte die Höslin an, nahm das Brusttuchlin über'n Kopf und rannte in der stockfinstern Regennacht zuerst über die nächstanstoßende lange Wiese. Am End derselben rauschte ein wildangelauferer Bach durch ein Tobel. Den Steg konnt' ich nicht finden und wollte darum ohne weiters und gerade hinüber, dem Nabis zu, glitschte aber über eine Riese zum Bach hinab, wo mich das Wasser beinahe ergriffen hätte. Die äußerste Anstrengung meiner

jugendlichen Kräfte half mir noch glücklich davon. Ich kroch wieder auf allen Vieren durch Stauden und Dörn' hinauf der Wiese zu, auf welcher ich überall herumirrte und den Gaden nicht mehr finden konnte – als ich gegen einer Windhelle zwei Kerls – Birn- oder Äpfeldiebe – auf einem Baum ansichtig ward. Diesen ruft ich zu, sie sollten mir doch auf den Weg helfen. Aber da war kein Bescheid; vielleicht dass sie mich für ein Ungeheuer hielten und oben im Gipfel noch ärger zittern mochten als ich armer Bube unten im Kot. – Inzwischen war mein Vater, der während meinem Schlummer nach einem ziemlich entfernten Haus ging, etwas zu holen, wieder zurückgekehrt. Da er mich vermisste, suchte er in allen Winkeln nach, wo ich mich etwa möchte verkrochen haben, zündete bis in die siedenden Kessel hinein und hörte endlich mein Geschrei, dem er nachging, und mich nun bald ausfindig machte. Oh, wie er mich da herzte und küsste, Freudentränen weinte und Gott dankte und mich, sobald wir zum Gaden zurückkamen, sauber und trocken machte – denn ich war mausnass, dreckig bis über die Ohren und hatte aus Angst noch in die Hosen ... Morn-  
dess am Morgen führte er mich an der Hand durch die Wiese: ich sollt ihm auch den Ort zeigen, wo ich heruntergepurzelt. Ich konnt' ihn nicht finden. Zulezt fand er ihn an dem Geschlirpe, das ich beim Hinabrutschen gemacht; schlug dann die Händ' überm Kopf zusammen vor Entsetzen über die Gefahren, worin ich geschwebt, und vor Lob und Preis über die Wunderhand Gottes, die mich allein erretten konnte: »Siehst du«, sprach er, »nur noch wenige Schritte, so stürzt der Bach über den Felsen hinab. Hätt' dich das Wasser fassen können, so lägst du dort unten tot und zermürset!« Von allem diesem begriff ich damals kein Wort; ich wusste nur von

meiner Angst, nichts von Gefahr. Besonders aber schwebten die Kerle auf dem Baum mir viele Jahre vor Augen, sobald mich nur ein Wort an die Geschichte erinnerte.

## **Karl Philipp Moritz**

### **ANTON REISER**

*In der Vorrede zu seinem einflussreichen psychologischen Roman schrieb der Autor, das Buch »könnte auch allenfalls eine Biographie genannt werden, weil die Beobachtungen größtenteils aus dem wirklichen Leben genommen sind«.*

Seine Einbildungskraft machte die meisten Leiden und Freuden seiner Kindheit. Wie oft, wenn er an einem trüben Tage bis zum Überdruß und Ekel in der Stube eingesperrt war und etwa ein Sonnenstrahl durch eine Fensterscheibe fiel, erwachten auf einmal in ihm Vorstellungen vom Paradiese, vom Elysium oder von der Insel der Kalypso, die ihn ganze Stunden lang entzückten.

Aber von seinem zweiten und dritten Jahre an erinnert er sich auch der höllischen Qualen, die ihm die Märchen seiner Mutter und seiner Base im Wachen und im Schlafe machten: wenn er bald im Traume lauter Bekannte um sich her sah, die ihn plötzlich mit scheußlich verwandelten Gesichtern anbleckten, bald eine hohe düstre Stiege hinaufstieg und eine grauenvolle Gestalt ihm die Rückkehr verwehrte, oder gar der Teufel bald wie ein fleckigtes Huhn, bald wie ein schwarzes Tuch an der Wand ihm erschien.

Als seine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte, jagte ihm jede alte Frau Furcht und Entsetzen ein, so viel hörte er beständig von Hexen und Zaubereien; und wenn der Wind oft mit

sonderbarem Getön durch die Hütte pfiff, so nannte seine Mutter dies im allegorischen Sinn den handlosen Mann, ohne weiter etwas dabei zu denken. Allein sie würde es nicht getan haben, hätte sie gewusst, wie manche grauenvolle Stunde und wie manche schlaflose Nacht dieser handlose Mann ihrem Sohne noch lange nachher gemacht hat.

Insbesondere waren immer die letzten vier Wochen vor Weihnachten für Anton ein Fegefeuer, wogegen er gerne den mit Wachlichtern besteckten und mit übersilberten Äpfeln und Nüssen behängten Tannenbaum entbehrt hätte.

Da ging kein Tag hin, wo sich nicht ein sonderbares Getöse wie von Glocken oder ein Scharren vor der Türe oder eine dumpfe Stimme hätte hören lassen, die den sogenannten Ruprecht oder Vorgänger des heiligen Christs anzeigte, den Anton denn im ganzen Ernst für einen Geist oder ein übermenschliches Wesen hielt, und so ging auch diese ganze Zeit über keine Nacht hin, wo er nicht mit Schrecken und Angstschweiß vor der Stirne aus dem Schlaf erwachte.

Dies währte bis in sein achttes Jahr, wo erst sein Glaube an die Wirklichkeit des Ruprechts sowohl als des heiligen Christs an zu wanken fing.

So teilte ihm seine Mutter auch eine kindische Furcht vor dem Gewitter mit. Seine einzige Zuflucht war alsdann, dass er, so fest er konnte, die Hände zusammenfaltete und sie nicht wieder auseinanderließ, bis das Gewitter vorüber war; dies, nebst dem über sich geschlagenen Kreuze, war auch seine Zuflucht und gleichsam eine feste Stütze, sooft er alleine schlief, weil er dann glaubte, es könne ihm weder Teufel noch Gespenster etwas anhaben.

Seine Mutter hatte einen sonderbaren Ausdruck, dass einem, der vor einem Gespenste fliehen will, die Fersen lang werden; dies fühlte er im eigentlichen Verstande, sooft er im Dunkeln etwas Gespensterähnliches zu sehen glaubte. Auch pflegte sie von einem Sterbenden zu sagen, dass ihm der Tod schon auf der Zunge sitze; dies nahm Anton ebenfalls im eigentlichen Verstande, und als der Mann seiner Base starb, stand er neben dem Bette und sah ihm sehr scharf in den Mund, um den Tod auf der Zunge desselben, etwa wie eine kleine schwarze Gestalt, zu entdecken.

Die erste Vorstellung über seinen kindischen Gesichtskreis hinaus bekam er ungefähr im fünften Jahre, als seine Mutter noch mit ihm in dem Dorfe wohnte und eines Abends mit einer alten Nachbarin, ihm und seinen Stiefbrüdern allein in der Stube saß.

Das Gespräch fiel auf Antons kleine Schwester, die vor kurzem in ihrem zweiten Jahre gestorben war, und worüber seine Mutter beinahe ein Jahr lang untröstlich blieb.

Wo wohl jetzt Julchen sein mag?, sagte sie nach einer langen Pause und schwieg wieder. Anton blickte nach dem Fenster hin, wo durch die düstre Nacht kein Lichtstrahl schimmerte, und fühlte zum ersten Male die wunderbare Einschränkung, die seine damalige Existenz von der gegenwärtigen beinahe so verschieden machte wie das Dasein vom Nichtsein.

Wo mag jetzt wohl Julchen sein?, dachte er seiner Mutter nach, und Nähe und Ferne, Enge und Weite, Gegenwart und Zukunft blitzte durch seine Seele. Seine Empfindung dabei malt kein Federzug; tausend Mal ist sie wieder in seiner Seele, aber nie mit der ersten Stärke, erwacht.

Wie groß ist die Seligkeit der Einschränkung, die wir doch aus

